

Ein Weidezaun erzählt

Mit Schrittlänge und Augenmaß

Wer heute ein paar Zaunpfähle oder Dachlatten braucht, der kauft sie sich im nächsten Baumarkt, für gute Euros, denn Holz als natürlicher Werkstoff ist nicht gerade billig. Da streichen weder Sommerhitze noch Borkenkäfer, weder Sturmschäden noch Schneebruch auch nur einen Cent am Holzpreis. Dafür sind die Teile aber auch akkurat kantig geschnitten, gegen Feuchtigkeit imprägniert und zu handelsüblichen Bündeln verpackt. Und wenn es der Kunde wünscht, sind die Teile sogar sauber gehobelt, für einen gehörigen Aufpreis.

Das alles gab es zu meiner Kinderzeit bei uns daheim nicht. „Selbst ist der Mann,“ nach diesem Leitspruch fertigten sich die Leute die meisten Alltags-Gebrauchsgegenstände selber an, zumal ja auch die für einen Kauf nötigen Groschen fehlten. Dabei lag der Schwerpunkt der Eigenproduktion auf dem Holz als Bauelement, hölzerne Gegenstände konnte man in aller Regel weitgehend selber herstellen. Sie fielen dann oft ziemlich klobig und schwerfällig aus, erfüllten aber doch ihren Zweck. Und man stellte ja auch keine großartigen Ansprüche. Selbstgefertigte Werkzeugstiele beispielsweise: Schaufel, Kiesgabel, Axt, Schälmesser, Vorschlaghammer, - die Rohlinge schlug man in der nächsten „Noßheck“ (Haselnußbusch) an der alten „Jass“ (Gasse) zwanzig Schritte vom Haus entfernt. Es waren zum Schluss eher „Knüppel“ als Stiele, aber sie funktionierten und man gewöhnte sich rasch daran.

Mein Onkel Mattes (Matthias), dem übrigens unser Haus gehörte, war handwerklich nicht übermäßig geschickt, auch er musste sich aber oft mit „Eigenbau“ behelfen und tat es, so gut er konnte. Der Wagenkasten oder die „Heuleitern“ für den Acker- und Erntewagen, fielen bei ihm nicht unbedingt fachgerecht aus, aber auch sie erfüllten ihren Zweck voll und ganz. In Einem aber war er „pingelich“ bis zum Geht-nicht-mehr: Im Bau von Zäunen jeglicher Art, ob Stacheldraht-Weidezaun, Gartenzaun oder Geländer, – keiner machte diese Arbeiten zu meines Onkels Zufriedenheit, er fand überall etwas auszusetzen und zu bemängeln. Also blieb ihm nur: Selbermachen, dann weiß ich auch, dass es richtig gemacht ist.

Das fing schon bei der Auswahl der Fichtenstangen für die Zaunpfähle an. Eichenholz für Zaunpfähle, von vielen Bauern wegen längerer Haltbarkeit bevorzugt, mochte Onkel Mattes nicht: Sie waren oft aus dicken Stämmen gespaltet und entsprechend krumm und kantig. Nach des Onkels Meinung musste der „Zongpool“ (Zaunpfahl, hartes o) rund und gerade sein und das gab es nur beim Fichtenholz. Der Einschlag solcher „Fichtenstangen“ war bei den Waldarbeitern wenig beliebt, weil arbeitsaufwendig und unergiebig. In der Regel handelte es sich um Läuterungen in Aufwuchsbeständen, die bis zu 15 Zentimeter dicken Stämmchen mussten von Hand entastet und geschält werden. Die Holzfäller bauten sich vor Ort einen dreibeinigen „Schälbock,“ auf den der zu behandelnde Baum in bequemer Arbeitshöhe aufgelegt wurde. Zu verdienen gab es beim Stangenhieb so gut wie gar nichts, mancher Waldarbeiter ließ sich vom Förster ein paar Stangen als Lohn geben. Das tat auch Onkel Mattes gelegentlich, wenn er sich im Winter als Waldarbeiter verdingte.

Bei uns daheim gab es immer einen mäßigen Vorrat an Zaunpfählen, um die zehn bis fünfzehn Stück standen immer „auf Abruf“ im Holzschuppen bereit. Im Frühjahr wurden die Weidezäune kontrolliert und schadhafte Stellen ausgebessert. Da war mancher Zaunpfahl in der Erde abgefaut und musste ersetzt werden. Irgendwann hatte der Onkel die Fichtenstangen aus dem Wald abgefahren und daheim im „Bongert“ (Wiese) zum Trocknen gestapelt, jetzt wurden sie auf etwa 1,60 Meter Länge zurecht geschnitten und angespitzt. Das Anspitzen war mühsam, es geschah von Hand mit der Axt, weil es bei uns keine Kreissäge gab, und erforder-

te ein scharfes Werkzeug und viel Fingerspitzengefühl. War nämlich die Axt nicht messerscharf, so brach immer wieder die frische Spitze ab, der Pfahl wurde kürzer und kürzer und war schließlich unbrauchbar.

Zum „Imprägnieren“ der Pfähle hatte Onkel Mattes ein eigenes Verfahren, von dem ich nicht sicher weiß, ob es tatsächlich wirksam war. Ich weiß wohl, dass es bei uns allgemein damals üblich war. Die angespitzten Flächen der Pfähle wurden im offenen Feuer leicht angebrannt, bis sie schwarz angekohlt waren. Das sollte gegen Fäulnis schützen. Ich weiß allerdings dass „gebrannte“ Pfähle auch faulten, vielleicht „hielten“ sie ein Jahr oder zwei länger?

Bei der Zaunreparatur wurde äußerst sorgfältig verfahren: Die vom alten Pfahl gelösten Nägel und Drahtklammern wurden vollzählig in einem Behälter, meist einem alten Eimer, gesammelt. Nicht ohne Grund, ins Gras geratene Metallteile nämlich hätten die Tiere beim Weiden aufnehmen und sich böse verletzen können. Außerdem wurden die alten Drahtbefestigungen nach Möglichkeit daheim „schnackjeklopp“ (wörtlich = gerade geklopft) und wiederverwendet, neue Nägel und Klammern kosteten Geld und Geld war knapp. Sogar der alte Pfahl wurde noch verwertet: Mit nach Hause genommen, wurde er ofengerecht zersägt und das leicht brennbare Fichtenholz zum Feueranmachen verwendet. Weggeworfen wurde bei uns nichts.

An reparierten Weidezäunen sahen wir es oft und Onkel Mattes regte sich jedes Mal fürchterlich darüber auf: Der schadhafte Pfahl wurde einfach an seinem Standplatz belassen, der Neue wurde daneben eingeschlagen und neu mit den Drähten verbunden. Das war nach meines Onkels Meinung „die reinste Verschwendung“ und außerdem auch „schludderige Arbeit“ und Zeugnis für die Bequemlichkeit des Zaunbesitzers. Manchmal waren an solchen Reparaturstellen drei oder sogar noch mehr Pfähle nebeneinander eingeschlagen. Bei einem solchen Anblick geriet der Onkel beinahe außer sich: „Esu en Ärbed määch mr net.“

Ein neuer Weidezaun, – da mussten die Pfähle wie mit der Schnur gezogen einwandfrei „in Linie“ stehen, seitliche Verschiebungen gab es einfach nicht, wo sie etwa doch auftraten, und seien es auch nur Zentimeter gewesen, da wurden sie auf der Stelle korrigiert. Zunächst wurden entlang der Grundstücksgrenze der „Anfangs“- und „Endpfahl“ an der korrekten Stelle eingeschlagen, der mit Pfählen beladene Kastenwagen fuhr langsam an der Grenzlinie entlang, der Onkel schritt nebenher und platzierte in gleichmäßigen Abständen weitere Pfähle an ihren Standort. Dabei war der Abstand zwischen den Pfosten Sache des Erbauers, bei uns waren bis zu vier Meter üblich, meistens aber 3,50 Meter. Das bedeutete für meinen ziemlich groß gewachsenen Onkel dreieinhalb Schrittlängen. Der Abstand und damit auch die Anzahl der Pfähle wurden grob aus der Länge des Grundstücks ermittelt.

Beim eigentlichen Zaunbau war ein akkurates Augenmaß erforderlich. Der Onkel „fluchtete“ von einem Eckpfahl aus die Richtung, während ich drei oder vier neue Pfähle leicht in die Erde rampte, damit sie stehen blieben. Dabei dirigierte Onkel Mattes aus der Ferne: „En Handbrejt noo lenks, – jätt zoröck, – schnack stelle, – joot esu“ (Eine Handbreit nach links, ein wenig zurück, gerade stellen, gut so). Das Einschlagen der Pfähle war Knochenarbeit und ausschließlich Sache des Onkels: Den „Zehnpfünder“ (Vorschlaghammer) vermochte ich kaum anzuheben. Bei hartem Untergrund mussten die Pfahllöcher mit der Brechstange vorgebohrt werden. Wer 40 bis 50 Pfähle eingeschlagen hatte, der spürte zum Feierabend seine Knochen nicht mehr, die aber am nächsten Morgen um so mehr schmerzten.

Ein guter Weidezaun musste mit wenigstens drei – besser vier – Stacheldrähten ausgestattet werden. Verzinkter Stacheldraht musste gekauft werden und war teuer, also wurde bei uns vorhandenes Altmaterial wiederverwendet, soweit es eben möglich war. Die Drähte wurden in exakt gleichen Abständen von Pfahl zu Pfahl gezogen und durften nicht durchhängen. Die Eckpfähle wurden durch Schrägstreben gestützt, damit sie der zweiseitigen Drahtzugbe-

lastung standhielten. Der Eingang zur Weide wurde oft ebenfalls mit Stacheldraht verschlossen. Bei uns daheim wurden drei oder vier (je nach Anzahl der Zaundrähte) auf einer leiterartigen Konstruktion zur Seite bewegliche Stangen vor das Tor geschoben. Abschließend wurde noch nach Augenmaß die Höhe der Pfähle kontrolliert. Die musste bei Onkel Mattes weitgehend gleich sein, wenn hier und da ein Pfosten seine Nachbarn zu stark überragte, wurde er entsprechend mit der Säge gekürzt.

Der Bau eines neuen Weidezauns war harte Arbeit, weil alles von Hand getan werden musste. Umso erfreulicher war schließlich der Anblick des akkurat gelungenen Werks. Ähnlich akkurat wurde auch ein Gartenzaun hergestellt. Heutzutage (im Jahr 2019) bewundern wir in unserem Dorf hier und da einen „Öko-Gartenzaun“ und fragen uns, was im Kopf des Erbauers vorgegangen ist. Die Latten sind unterschiedlich zwischen etwa einem und zwei Metern hoch, bestehen aus einfachen Rundknüppeln, und das Ganze ist unter wildwuchernden Dornen und Hecken fast versteckt. Dazu fällt mir kein Kommentar ein, schön ist der Anblick aber nicht.